

Ingrid Poss

# MEINE RUSSEN

Lebensläufe aus  
dem Umbruch

neues leben

**Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht werden.**

Bildnachweis:

Die Bilder stammen, soweit nicht anders angegeben, aus dem Privatarchiv der Autorin.

S. 131 – Vmenkow

S. 137 – neiljs

ISBN 978-3-355-01859-3

© 2017 Verlag Neues Leben, Berlin  
Umschlaggestaltung: Verlag, Peter Tiefmann,  
unter Verwendung eines Motivs von Bigstock

Die Bücher des Verlags Neues Leben  
erscheinen in der Eulenspiegel Verlagsgruppe.

[www.eulenspiegel.com](http://www.eulenspiegel.com)

Gefördert durch die Michael-Schumann-Stiftung  
Unterstützt von Jutta Hoffmann und Elke Ziemke

# Inhalt

- 7 Matthias Platzeck: Vorwort
- 9 Die Geschichte eines nicht gesendeten Films
- 13 Gerd Ruge: Neues Denken auf Russisch
- 21 TAGEBUCH 1992 – Moskau, Riga, Bischkek
- 167 Viktor Jerofejew: Wohin, Rußland?
- 175 INTERVIEWS 1992 – Sergei Schpakowski, Anatol Pjatkin, Bolot Schamschijew, Tolemusch Okejew
- 209 TAGEBUCH 1993 – Moskau
- 247 Gabriele Krone-Schmalz: Enttäuschte Hoffnungen – verpasste Chancen
- 255 TAGEBUCH 2008 – Moskau
- 285 Peter Scholl-Latour: Gefangene der eigenen Lügen
- 293 Nachwort
- 297 Anhang

»Russland wird allein bestimmen, welche Schritte  
es zur Demokratie geht, es wird eine Demokratie  
à la russe sein.«

*Egon Bahr*  
*im Juli 2015 in Moskau*

Matthias Platzeck

## Vorwort

Die in Potsdam lebende Journalistin und Dokumentaristin Ingrid Poss war in DDR-Zeiten bei der DEFA für Filmberichterstattung im Fernsehen zuständig. Als sich während der Nachwehen der Wende alle nach Westen wandten, schlug sie die Gegenrichtung ein und blickte nach Osten.

Sie wollte wissen, wie es in diesem historischen Umbruch den russischen Kollegen erging, die sie über Jahrzehnte beruflich kennengelernt hatte, die ihr Freunde und Weggefährten geworden waren – »Meine Russen«.

Sie plante einen Film darüber und flog 1992/93 für Dreharbeiten nach Russland. Die Filmproduktion konnte nicht abgeschlossen werden, das Material blieb unveröffentlicht. Doch das Thema hat Ingrid Poss nie losgelassen, mehrfach kehrte sie zurück und verfasste weitere Aufzeichnungen.

Nun, fast fünfundzwanzig Jahre später, hat sie ein Buch daraus gemacht. Über persönliche Erlebnisse hinaus geht es ihr um die Frage, wie es Russland und dessen Bewohnern seit dem Ende der Sowjetunion ergangen ist. Um hier nicht mit einer einzelnen Meinung allein dazustehen, gibt sie zu ihren eigenen Erlebnissen noch etwas dazu, typisch für eine Dokumentaristin: Sie zitiert. Sie zieht die Erfahrungen und Niederschriften anderer hinzu, die sich in diesen zweieinhalb Jahrzehnten Gedanken über Russland gemacht haben.

Entstanden ist eine Collage, die mit ihrem nicht selten lakonisch-bissigen Humor und der Schärfe mancher Zitate die Augen öffnet. Lesenswert in Zeiten einer zerrissenen Welt, in der Kenntnisse über unterschiedliche Kulturen, Lebensweisen und Empathien von außerordentlicher Wichtigkeit sind.

*Berlin, Dezember 2016*

*Matthias Platzeck*

*Ministerpräsident a. D.*

*Vorsitzender des Vorstandes Deutsch-Russisches Forum e.V.*

## Die Geschichte eines nicht gesendeten Films

Ein paar Wochen, bevor die Moskauer Generäle in drei Augusttagen des Jahres 1991 Michail Gorbatschow, Generalsekretär im Zentralkomitee der KPdSU und Staatspräsident der Sowjetunion, aus dem Amt putschten, hatte ich das Exposé für einen Spielfilm geschrieben: »Der heilige Georg«, in dem es um die schicksalhaften Wendungen in meinem Leben ging, die immer mit Russen zu tun hatten und zurück bis in meine frühe Kindheit reichten. Damals, vom Hungerwinter 1945/46 bis Ende 1948, wohnten sowjetische Militärangehörige bei uns in der Weimarer Wohnung, ohne die wir verhungert und/oder erfroren wären. Diese knapp zwei Jahre russifizierten mich nachhaltig, und in der Folgezeit ist mein Interesse an »Mütterchen Russland« keinesfalls erloschen. Als ich im DEFA-Studio für Dokumentarfilme die Sendung »Treffpunkt Kino« machte, war der Russefilm eine Art heilige Kuh. Ich drehte fünfzehn Jahre lang in fast allen Unionsrepubliken und fand Freunde, deren Leben – wie ich befürchtete – durch den Putsch der Generäle noch mehr ins Ungleichgewicht geraten würden, nachdem sich die UdSSR erledigt hatte.

Die Damen und Herren in den Fördergremien müssen mich für eine übergeschnappte Idiotin gehalten haben. Denn in einer Zeit, wo sich in der östlichen Welt das Unterste zu oberst kehrte und alle schrien: »GO WEST!«, schrie jemand: »GO EAST!«, und meinte damit



ausgerechnet die Russen. In dieser aufgewühlten Zeit verbot sich jedwede Liebeserklärung dorthin. Von Filmförderung konnte also keine Rede sein.

Ich sah auf die Bilder im Fernsehen. Das Weiße Haus in Moskau, damals Sitz des russischen Obersten Sowjets, brannte, Panzer fuhren davor auf. Ich dachte an meinen alten Freund Serjoscha und war davon überzeugt, dass er vor dem russischen Parlament stand und Boris Jelzin persönlich vom Panzer zerren würde. Glücklicherweise war er klüger, als ich dachte. Denn er saß in seiner Datscha vor Moskau und trank Samagon, den Selbstgebrannten der Russen, wie er mir später erzählte. Ich irrte die ganze Nacht durch mein Haus und dachte an meine Freunde: den russischen Regisseur Sergei »Serjoscha« Schpakowski in Moskau, den lettischen Kameramann Anatol Pjatkin aus Riga, die Chefin des Synchron-Studios von Grusia-Film Inga Kasbegi aus Tiflis und den kirgisischen Regisseur Bolot Schamschijew aus Frunse (heute Bischkek). Sie alle hatte ich während meiner zahlreichen Dreharbeiten im »großen« Land kennengelernt und mich mit ihnen befreundet; sie waren meine Gäste in der DDR, und ich besuchte sie in der Sowjetunion. Alle vier verknüpften mit der Perestrojka Hoffnungen für ihr persönliches, vor allem aber für ihr berufliches Leben. Der Sturz Gorbatschows konnte diese Hoffnungen jäh beenden. Was würde aus ihnen werden, vor allem aber: Wohin driftete dieses Riesenreich, dieser Vielvölkerstaat mit seinen zahlreichen Ethnien, deren nationale Empfindungen und Traditionen durch die RSFSR seit 1917 drakonisch unterdrückt wurden?

Ich schrieb das Exposé für einen Dokumentarfilm, beantragte eine Filmförderung und erhielt sie für eine Recherche in den Republiken meiner vier Freunde. Mit diesem Geld und einem Zuschuss einer noblen Freun-

din aus dem Westen fuhr ich los. Ein ehemaliger Kollege aus dem Dokumentarfilmstudio in Babelsberg, der eine Produktionsfirma gegründet hatte, interessierte sich für das Projekt.

Ich war von Anfang Oktober bis Anfang November 1992 in Moskau, Riga und Bischkek. Nach Tiflis konnte ich wegen des ausgebrochenen Bürgerkrieges nicht, und Inga gelang es auch nicht, nach Moskau zu kommen. Die Dreharbeiten waren das reinste Vabanque-Spiel, denn ich hatte noch keine Regieförderung und wusste nicht, ob ich die je bekommen würde. So handelte ich immer nach der Devise: »Lieber den Spatz in der Hand als die Taube auf dem Dach ...« Ich versuchte innerhalb von vier Wochen, das neue Flair in drei GUS-Republiken einzufangen; ein nicht nur freundlicher An- und Einblick, auch nicht in den Interviews, die ich mit meinen Freunden führte.

Zurück in Deutschland schrieb ich das Szenarium und reichte es für die Regieförderung ein. Sie wurde abgelehnt.

Im Winter 1993 fuhr ich noch einmal zu Serjoscha nach Moskau. Ich hatte ihm 1992 das Restgeld meiner noblen Freundin förmlich aufgedrängt. Davon gründete er mit einem Kollegen – Serjoscha II – eine Synchronfirma, für ihn ein Sprung ins kalte Wasser. Aber er hatte das Synchronisieren schon während seiner Tätigkeit im Gorki-Studio gelernt, dem ersten auf Kinder- und Jugendfilme spezialisierten Studio der Sowjetunion, das international einen hervorragenden Ruf besaß. Jetzt synchronisierte er Micky-Maus-Filme für das russische Fernsehen. Er war selbstständiger Unternehmer. Diese Wendung in seinem Leben wollte ich dokumentieren. Außerdem fanden die ersten freien, demokratischen Wahlen statt. Ich drehte Serjoscha beim Synchronisieren im legendären Mosfilm-

Studio für Spielfilme, das indessen pleite war, und bei der Wahl in einer eigens dafür hergerichteten Schule.

Mein Potsdamer Produzent ermunterte mich zu einem Rohschnitt aus dem vorab gedrehten Material. Damit ging ich zu einigen (Ost-)Sendern. Die (West-)Redakteure fanden den Film zu negativ, denn er entsprach nicht dem Bild, das man in den alten Bundesländern vom neuen Russland hatte. Jelzin galt in Europa allgemein als Hoffnungsträger und Garant für ein neues, demokratisches Staatengebilde.

»Meine Russen« liegt noch immer als Rohschnitt beim Produzenten in Potsdam auf Eis und wurde nie gesendet. Der Film hat bis heute nichts von seiner Aktualität eingebüßt, schon gar nicht in der aufgeheizten Stimmung zwischen den USA, Europa, der Ukraine und Russland, die fatal an die Zeit des Kalten Krieges erinnert.

Als ich im November 1992 nach Deutschland zurückkehrte, rief mich Serjoscha an, um zu erfahren, ob ich die Strapazen meiner vierwöchigen Reise gut überstanden hätte. Wir telefonierten die halbe Nacht hindurch und versuchten, uns an die schönen, schrecklichen und absurden Ereignisse während unserer Dreharbeiten zu erinnern. Und wir sprachen über Russlands neue Rolle in der Welt. Danach schrieb ich den letzten Eintrag in mein damaliges Tagebuch, der mit den Sätzen endet: »Wir müssen aufhören, über Europa zu schwafeln. Wir müssen etwas für Europa tun. Denn Russland gehört dazu.«

Dem ist nach mehr als zwanzig Jahren nichts hinzuzufügen, außer: Russland gehört bis heute nicht dazu. Europa hat es (mit Billigung seiner amerikanischen Freunde) einfach ausgegrenzt, zur Achse des Bösen erklärt. Weshalb wiederholt sich Geschichte eigentlich immer wieder so penetrant?

TAGEBUCH  
1992

Im Flugzeug erzählt ein österreichischer Bauführer Horrorgeschichten: Hunderte Menschenschlangen schlagen sich um die Essensreste in seinen Mülltonnen, ein Joint-Venture nach dem anderen platzt, die Mafia zertrümmert ihn über den Tisch, er stellt auf seiner Baustelle aus Ostdeutschland zurückgekehrte arbeitslose Offiziere ein, um erst mal zur Ruhe zu kommen, und er unkt, dass ich im Inlandflughafen Domodedowo drei Tage auf meine Abreise warten muss, weil es kein Benzin mehr gibt, gültiges Ticket hin oder her ... Ich soll mir reichlich Schnaps mitnehmen, damit ich die Kälte überstehe, und natürlich etwas zu essen. Die Preise seien astronomisch, aber: es gäbe Devisenläden, in denen man ausländische Waren bekommt, bis hin zu Brot. Zu diesem düsteren Szenario bedienen uns die freundlichen Stewardessen von der Lufthansa: mit Sekt und dem Feinsten vom Feinen. »Schön ist das Leben«, sagt mein Nachbar, »aber gleich wird es wieder ernst.«

Mit einem Wiener Walzer brechen wir durch die graue Wolkendecke in Scheremetjewo. Aufgrund meines großen Handgepäcks gehe ich fast als Letzte aus der Maschine. Mit dem Bauleiter und seinem Rotweinkarton im Schlepp warten wir uns der Passabfertigung entgegen, Treppenstufe für Treppenstufe im Schummerlicht. Die Anzahl der Schalter – acht – ist immer noch die gleiche wie bei der Eröffnung des Flughafens. »Irgendwann«, sagt der Bauleiter, »werden sie ein Flugzeug nicht starten lassen können, weil sie mit der Abfertigung nicht hinterherkommen.«

Ich bin nach siebzehn Jahren Russland-Tours nicht eben verwöhnt. In der Regel nahmen in Scheremetjewo Passkontrolle, Gepäck und Zoll noch einmal so viel Zeit

ein wie der Flug. Aber, wer sagt's denn, an diesem 5. Oktober sparen wir eine Stunde ein. Ich rücke zielstrebig auf den Zollschalter zu, der Beamte starrt auf meine Zollerklärung, in die ich als Barschaft 3460 Dollar eingetragen habe, und nachdem er sich von seinem Staunen erholt hat, fragt er, ob ich das Geld »cash« dabei habe. Na klar doch, sozusagen auf den Bauch gebunden, aber das verschweige ich tunlichst. Er könnte ja auch zur Mafia gehören, dann wäre diese Reise vorbei, bevor sie angefangen hat.

Der Flughafen ist sehr dunkel. Vor der Ausreise drängen sich Russen mit Schildern, auf denen Personen- und Firmennamen stehen. Im Clinch mit meinen vier vollgestopften Reisetaschen (zwei mit Geschenken und zwölf Stunden Film auf Betacam-Kassetten) steuere ich auf einen Mann zu, dessen Schild das Wort »Lernidee« (das mich in den nächsten vier Wochen betreuende Reisebüro) trägt. Ich werde auf Englisch angesprochen und an eine Säule bugsiert, umstanden von einer finsternen Schar Taxifahrer, die mir ihre Dienste anbieten. Der Mann muss auf zwei weitere Gäste warten, und irgendwann drückt er mir das Firmenschild mit deren Namen in die Hand, weil er wegen mir Überraschungsei in der Firma anrufen muss. Ich grübele schon darüber nach, weshalb ich nicht auf seinem Schild stehe, da kommt ein junger Mann mit meinem Namensschild auf mich zu und pocht auf sein Recht, das ich ihm ja gar nicht verwehren will. Ich kann ihn so weit bringen, auf den Kollegen zu warten, die Herren geraten ins Streiten, ich schlichte, wir trennen uns im Guten.

Ich werde vor dem nun stockfinsternen Eingang abgestellt; das Auto wird geholt. Busse rangieren auf abenteuerliche Weise, plötzlich ist vor mir alles dicht. Gepäckwagen werden zusammengesucht (sie kosten in-

dessen einen Dollar, also 314 Rubel, früher 10; für Rubel ist nichts mehr zu haben), die Männer fluchen laut über die idiotischen Busfahrer, die ihnen Sicht und Zugang versperren, die Stimmung ist aggressiv. Endlich kommt mein Auto, ein uralter Shiguli. Die Reifen haben schon kein Profil mehr. Wir schwimmen dem Zuckerbäckerhotel Ukraina entgegen, in dem ich wohnen soll. Vorm Weißen Haus brennt ein Bus, schwarze Rauchschwaden verdunkeln den Himmel, die heranrückende Feuerwehr kommt nicht durch den sich stauenden Verkehr und die gaffende Menge, es stinkt mörderisch.

Es ist nun 14.30 Uhr Moskauer Zeit; um 13.45 Uhr bin ich gelandet. Das Ukraina ist eine einzige Baustelle. Früher war es ein Prunkhotel: drei Meter hohe Räume, Parkett, Stuckdecken, Lüster, dreißig Stockwerke. Das Foyer heute ist ein Schock: Gerüste und der penetrante Geruch nach Knochenleim, eine Barriere aus umgestürzten Tischen mit abgesägten Beinen vorm Eingang, hinter dem Soldaten mit Tarnanzügen, Matrosenhemden und Gummiknüppeln stehen (sie muten wie Ranger an!), die die Gäste dirigieren und misstrauisch beäugen. Hier, so sagt man, soll die tatarisch-usbekisch-kaukasisch-tadschikische Mafia residieren, samt Kind und Kegel, hier befindet sich einer der großen Umschlagplätze fürs *Big Business* – und ich mittendrin! Hinter der Rangergarde ein gläserner Pavillon mit einem sich drehenden Rhombus, den eine West-Reklame zielt. Im Inneren Alkohol und Kosmetik für Valuta, versteht sich. Vor den Fahrstühlen eine Bar (ein winziges Sandwich 30 Rubel!), davor zwielichtige Gestalten, die Schnaps verkaufen. Alex, mein Betreuer, kämpft an einem der Rezeptionsschalter, schließlich hat er Erfolg, ich darf einziehen: 23. Stock, Zimmer 13. Der klapprige Shiguli wird weggeschickt, Alex entpuppt sich als Nichtprofi, der sich die schnelle

Mark verdienen will – und ein westliches Auto, wie fast alle jungen Russen. Wir besichtigen mein Frühstücksrestaurant, eine üble Kaschemme (auch davor wieder ein Gummiknüppeljunge; guten Appetit!). Lange wird über mein Frühstück verhandelt. Alex schärft mir ein, nichts Wertvolles im Zimmer zu lassen, die Kette vorzulegen und keinen hereinzulassen. Ich glaube, er fürchtet sich schon nach diesen zwei Stunden vor dem Stress der nächsten vier Wochen, aber er muss Geld verdienen, damit steht für ihn jede Diskussion außerfrage. Wir verabreden uns für Dienstag, 9 Uhr, und ich bin allein.

Das Restaurant öffnet um 18 Uhr, im Berioska-Shop gibt es so gut wie nichts Essbares, perfiderweise aber Russischbrot für Devisen, und ich beschließe, von Obst und Backpflaumen zu leben und alle notwendigen Telefonate zu absolvieren. Das Zimmer ist trist. Der Tee, den ich bestelle, ist undefinierbar, für ihn und einen Teller mit Messer und Gabel bezahle ich 35 Rubel (noch 1990 kostete eine große Kanne Schwarztee 20 Kopeken). Bei Serjoscha ist das Telefon ständig besetzt, ich telefoniere die Pflichtgeschenkeliste ab, erreiche aber nur eine von fünf Personen, dann endlich Serjoscha. Der will mich gerade vom Belorussischen Bahnhof abholen, weil alle Russen prinzipiell mit dem Zug fahren ... Seine Mama kann ihn gerade noch umleiten, dreißig Minuten später steht er in meinem Hotel. Ich muss ihn bei den Rangern auslösen, er freut sich, mich zu sehen. Immerhin sind seit meinem letzten Besuch zwei Jahre vergangen.

Er macht gar nichts mehr: Die eigene Filmfirma war ein Flop, das Gorki-Studio ist pleite, er sitzt eigentlich nur noch auf der Datscha, was er immer wollte, doch davon kann er nicht existieren. Für ihn (für uns alle im Ostblock) ist eine Welt zusammengebrochen. Wir reden über meinen Film, den ich in Moskau, Riga, Tiflis und



Bischkek machen will, die Dreharbeiten, das Interview mit ihm. Er wird sich um Kameramann und Kamera, Fotos und Dokumentarfilmmaterial über den August 1991 kümmern. Um 23 Uhr muss er aus dem Zimmer, wie seit eh und je. Wir sind für Dienstag, 14 Uhr, verabredet.

Anatol ruft aus Riga an. Er ist völlig aus dem Häuschen, wir kauderwelschen in drei Sprachen. Mit Mühe kann ich ihn davon abhalten, sofort nach Moskau zu kommen – er soll in Riga alles für die Dreharbeiten vorbereiten. Hoffentlich reicht mein Geld bei diesen irrsinnigen Preisen!

Serjoscha war eifersüchtig auf mein Kauderwelsch mit Anatol, der Tor. Beim Abschied nannte er mir einige der jetzt gängigen Preise: Mutters Rente 1700 Rubel (zwölf Flaschen Berliner Bier); ein Kilo Wurst 1100 Rubel; ein Lada eine Million Rubel (nach sieben Tagen galoppierender Inflation schon zwei Millionen); ein Regisseur Synchron 3400 Rubel pro Monat; einmal Metro ein Rubel (früher fünf Kopeken). Mit Mühe und Not konnte ich ihm meine Geschenke aufdrängen. Sein Interview werden wir natürlich auf der Datscha drehen. Ich wünsche mir danach Borschtsch und Pelmeni, erschrecke aber sofort bei dem Gedanken, dass man ja dafür Fleisch, Mehl und Gemüse braucht. Serjoscha zeigt mir einen Vogel, er hustet und lacht sein aufreizendes Lachen. Zur Deschurnaja, der Dienstherrin über meinen Hotelflur, sagt er beim Gehen »Sdrawstwuj, deti« (Guten Tag, Kinder) und schreitet mit der brennenden Zigarette zum Fahrstuhl. Er ist geblieben, was er war: Ilja Oblomow.

Im Bad rennen die Kakerlaken, wie eh und je, das Zimmer kostet für Ausländer pro Nacht 100 Dollar. Moskau hat mich wieder fest im Griff.

In Moskau scheint jetzt niemand mehr zu arbeiten, die Straßen sind schon 10 Uhr morgens mit Passanten und Autos verstopft, die total ramponierten Maschinen brettern durch verwüstete Baustellen, über aufgerissenes Pflaster, herausgebrochene Schienen, dass einem Hören und Sehen vergeht. Mein Betreuer ist Mitte zwanzig, hat Psychologie studiert und ist arbeitslos. Seine Eltern sind noch in Lohn und Brot: Vater als Ingenieur, Mutter als Lehrerin; er wohnt bei ihnen. Aussicht auf Arbeit hat er nicht, deshalb dolmetscht er für Deutsche, Schweizer und Österreicher, so weit sein Schuldeutsch dafür ausreicht: Verstehen mittel, Sprechen mäßig. Ich graule mich schon vor meinem Interview, dessen Fragen er nicht verstehen und falsch übersetzen wird. Aber glücklicherweise ist sein Pass nicht in Ordnung, deshalb kommt er nicht mit nach Riga und Bischkek – was mich vom Regen in die Traufe stürzt.

Doch zurück zum Frühstück im Ukraina: »Schwedski stol« (Schwedisches Büfett) mit holländischen Senioren am Tisch, die begeistert von den Museen und neugierig auf Russland sind. Über die Lage der Leute hier erfahren sie natürlich von ihren Dolmetschern nichts. Das ärmliche Frühstück schlucken sie mit blond-blauäugiger Verwunderung und halten es für landesspezifisch. Ich glaube, dass ich schon am dritten Tag nicht mehr heruntergehen werde, auch wegen des Zanks an der Kasse, wo die Kassierererin täglich auf ihre 150 Rubel besteht (früher kostete das Frühstück drei Rubel). Der erste Ärger mit Alex: kein Auto, im Büro sei keins angefordert worden. Ich drohe mit einer Beschwerde in Berlin, wir warten bis 10.30 Uhr, dann wird uns eins zu 12 Uhr versprochen. Wir gehen zur Post, Telegramme an Bolot

und Inga schicken. Im Schalterraum nur alte Menschen, die Gott weiß was wollen. Am Telegrammschalter kann mein 5000-Rubel-Schein nicht gewechselt werden, eine alte Frau fasst ihn an wie eine Ikone – sie hat in ihrem ganzen Leben noch nie so viel Geld auf einmal gesehen, geschweige denn besessen.

Wir gehen in ein Geschäft um die Ecke, um den Schein zu wechseln. Das Geschäft ist gähnend leer, die paar Waren – vor allem unnützer westlicher Plunder – sind furchtbar teuer. Danach geht's im strammen Schritt zur Metro, es ist eiskalt, aber die Sonne scheint gottlob (es ist aber das letzte Mal für drei Wochen!). Wieder geht's auf die Metro-Einflugschneisen zu, durch die sich vermummte Leiber Richtung Rolltreppe schleppen: müde, desillusionierte Gesichter, kein Lachen mehr, der Gestank von Benzin, billigem Parfüm und Mottenpulver. Wir bewegen uns wie durch ein Labyrinth; fahren ein paar Stationen, gehen über Brücken, rollen nach oben oder noch weiter nach unten. Alex steht stets hinter mir (wegen meiner Tasche – dabei habe ich all mein Hab und Gut auf dem Bauch) und sagt, dass er mich schützen will wie ein Sohn, wie tröstlich! Wir steigen am Kalinin-Prospekt aus. Am Fuße der Metro Maler, Sänger, Musiker, Stände, an den Treppenaufgängen Leute mit zitternden jungen Tieren, verhüllt und schlafend oder winselnd, zum Verkauf feilgeboten, Stände mit überteuerten Waren, Zigaretten aller Couleur und osteuropäische Gestattungsproduktion ohne Wert, schreiende Händler, bereits winterlich eingemummt, die die Leute zum Kauf verführen wollen.

Russland hat sich in den letzten Jahren nach dem Zusammenbruch verändert. Die jungen Leute sind voll auf die neue(n) Freiheit(en) abgefahren, sie geben und kleiden sich westlich, kauen mit gelangweilten Gesichtern



Überall in Moskau bieten die Armen feil, was immer sie entbehren können.

*Chewing Gum* und lassen ab und zu Blasen steigen. Das haben sie in amerikanischen Filmen gesehen, von denen hier die Kinos voll sind. Neu sind die vielen fliegenden Stände, an denen alles Mögliche zu Geld gemacht wird. Die Ärmsten der Armen bieten Kartoffeln und Äpfel feil, Blumen aus dem eigenen Garten zu völlig überhöhten Preisen. Dauernd schreien Leute ihren Zorn darüber in die Menge. Dazwischen rennen trommelnde, singende, zu Buddhisten mutierte russische Jungs durch die Menge, über die sich keiner mehr wundert. Das ist nun wirklich etwas Neues. Niemand wird mehr angegafft, alle hasten und stürzen vor sich hin, auf der Suche nach etwas Absetz- und Essbarem. Alex führt mich in eine vollgestopfte Kooperative, die noch einigermaßen menschliche Preise hat – für Ausländer, natürlich nicht für ihn. Ein Kilo holländischer Käse kostet 400 Rubel – dreieinhalbmal so viel wie 1987. Gerade hat Jelzin eine neue, noch schlimmere Preisreform angekündigt.

Der Laden ist voll mit einheimischen und westlichen Waren, und die Russen drängen sich an den Ständen mit Wurst, Käse, Fisch, Alkohol. Tee gibt es nirgendwo – im Land des Tees! Brot wird auf dem Hinterhof vertrieben, es reicht wohl höchstens bis Mittag. Ein Zweipfundbrot kostet 23 Rubel, auch das soll Jelzins Preisreform verändern. Kaum einer kauft ein ganzes Brot, die meisten nur eine dickere Scheibe. Daneben ist ein großer Inter-shop, in dem es alles für Devisen gibt, extrem teuer, noch teurer als im halsabschneiderischen Berioska-Shop im Hotel. Hier kaufe ich Tee (den ich am nächsten Tag an die Zimmerfrau verschenke, die ihn liegen sieht und bestaunt wie einen Goldbarren). Dann geht's im Sturzflug zurück, denn das Auto wartet ja ... weit gefehlt! Der arme Alex rennt wie ein wütender Stier ums Karree, telefoniert mehrere Male mit Niko-Tour, der Moskauer Partnerfirma von Lernidee, schließlich fahren wir – nach eineinhalb Stunden Wartezeit – mit dem Taxi meine Drehtour ab.

Ich habe mich spontan zum Drehen entschlossen, weil ich mit dem vererbten siebenten Sinn meiner kaschubischen Großmutter weiß: Hierher werde ich bei der aufgeheizten politischen Lage so bald nicht wieder kommen. Meine karge Barschaft von 3000 D-Mark und teils geborgte beziehungsweise geschenkte Riesen sind die magere Grundlage für einen neunzigminütigen Dokumentarfilm über vier meiner Freunde in Moskau, Riga, Tiflis und Bischkek. Ich will sie über ihr Leben im Sozialismus und in der neuen Unabhängigkeit befragen, dazu Bilder aus den Städten drehen, in denen sie leben. Serjoscha hat mich gestern im Hotel bei dieser Eröffnung angesehen wie eine Geisteskranke, bei der zweiten, dass ich diesen Film im Prinzip auf eigenes Risiko und ohne einen Auftraggeber oder Abnehmer produziere,

kippte er um. Er erklärte sich bereit, die Freundin der Russen und unverbesserlich romantische alte Abenteurerin nach Kräften zu managen und vor allen Anfechtungen wie ein Bruder zu schützen. Zum Sohn nun auch noch der Bruder – ich muss wirklich alt geworden sein und hilflos wirken, verdammt noch mal ... Dabei sehe ich mich immer noch als dynamisch-knackige Weltverbesserin mit dem Hang zum Missionarischen. Serjoscha bekommt bei meinen umständlichen Erklärungen einen liebevollen Schafsblick. Er versteht nicht, was mich treibt, und was ich mit diesem Film eigentlich will, erst recht nicht. Aber er besitzt die Kulanz, mich gewähren zu lassen und nach Kräften zu unterstützen – kein Kommentar mehr.

Also: Im Taxi geht es vom Ukraina zum WGIK (Allunionsinstitut für Kinematografie), der legendären Moskauer Filmhochschule, und zum Gorki-Studio, das gleich daneben liegt. Alle außer Inga haben am WGIK studiert, für mich also ein verbindendes Moment. Wir schleppen uns durch den drögen Verkehr, es wird gehupt und gedrängelt auf Teufel komm raus, es vergeht einem alles, zumal mir Angsthäschen. In großen Haufen liegen grüne und gelbe Melonen auf dem Straßenpflaster, ein irres Bild, das ich drehen muss! Am großen, roten Manege-Gebäude am Fuß des Roten Platzes hängt ein Schild von Pater Sergius aus dem gleichnamigen Film nach Tolstoi, der für alle bei Gott bitten soll. Felix Derschinski, Bluthund und oberster Geheimpolizist, ist entsockelt worden, auf dem Denkmalrumpf steht: »Wir haben gesiegt!« Ein großes orthodoxes Holzkreuz ist jetzt der Blickfang. An der Allunionsausstellung demonstrieren immer noch der plumpe Arbeiter und die dralle Bäuerin mit Kopftuch, mit Hammer und Sichel – die vereinte Kraft der Arbeiter- und Bauernmacht.